

**«Die Menschheit ist grösser als der Kanton Basel-Stadt»**

Autor(en): Sybille Roter  
Quelle: Basler Stadtbuch  
Jahr: 2002

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/3307cf7d-c507-459d-82c6-ab16721deefc>

**Nutzungsbedingungen**

Die Online-Plattform [www.baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

**Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

# «Die Menschheit ist grösser als der Kanton Basel-Stadt»

Sybille Roter

## Das neue Afrika Zentrum Basel

**In Basel ist ein Afrika Zentrum entstanden. Sieben Männer und Frauen aus Schwarzafrika berichten über ihre unterschiedlichen Wege in eine fremde Kultur, ihre neuen Blickwinkel auf ihre alte Heimat Afrika und darüber, wie sie die Schweiz wahrnehmen.**

Afrika ist ein Kontinent mit 700 Millionen Menschen und 1000 verschiedenen Sprachen. In Basel leben 1150 Afrikaner und Afrikanerinnen aus allen 54 Staaten. In der Hoffnung auf Arbeit und Wohlstand, auf eine Zukunft ohne Krieg und Verfolgung, verabschiedeten sie sich von ihrem bisherigen Leben. In ihrem neuen Leben sind sie Asylanten und Migrantinnen. Ihnen will das neu gegründete Afrika Zentrum Basel helfen, schneller über die sozialen und kulturellen Hürden zu kommen. In dem panafrikanischen Treffpunkt, der im Rahmen des Wettbewerbes «Basel denkt» der Christoph Merian Stiftung entstand, engagieren sich Personen aus verschiedenen Regionen Afrikas und der Schweiz. Viele Vereinsmitglieder leben schon lange hier und fühlen sich nach Jahren der Verunsicherung in ihrer «zweiten Heimat» integriert.

Sieben Schwarzafrikanerinnen und -afrikaner erzählen.

Joseph Kalamba erinnert sich auch nach 17 Jahren genau an das wunderbare Gefühl und das knackende Geräusch unter seinen Füessen, als er das erste Mal im Schnee lief. Damals war er 29 Jahre alt und hatte seine alte Heimat Kongo in Richtung Schweiz verlassen, um in einer kleinen Gemeinde im Kanton Solothurn eine Stelle als katholischer Priester zu übernehmen. Die Blicke der ersten Begegnungen haben sich ebenfalls tief in sein Gedächtnis eingegraben: «Für viele Leute war das Zusammentreffen wie ein Erdbeben im Kopf. Ich habe diese Überraschung auf den Gesichtern gesehen.» Am Anfang nannten sie ihn den «braunen Mann aus dem Pfarrhaus», am Schluss sagten alle Joseph zu ihm. Damals lernte auch Kalamba die Welt der

weissen Männer und Frauen besser kennen: «Wir alle haben einen Weg gemacht, das war toll.»

Joseph Kalamba ist ein Brückenbauer: er baut Brücken zwischen der alten und einer neuen Kirche, zwischen Schwarzen und Weissen, eine Brücke der Toleranz zwischen den Kulturen und über die Gräben der Ressentiments. Kurz vor seiner Abreise aus Basel traf ich ihn im Pfarrhaus von Sankt Anton. Sein Terminkalender ist voll: letzte Beerdigungen, noch ein paar Taufen und offizielle Anlässe, bevor er sein neues Amt als katholischer Pfarrer in der Innerschweiz antreten wird. Zwischen den dunklen Möbeln und schweren Vorhängen scheint die Zeit stillzustehen. Seelsorger Kalamba wirkt in dieser bedächtigen Atmosphäre fast wie ein Fremdkörper, wenn er in perfektem Hochdeutsch von der Dynamik und Lebendigkeit der kongolischen Kirche erzählt.

Joseph Kalamba ist einer der Initianten des neuen Afrika Zentrums Basel, das Ende Mai in Kleinbasel eröffnet wurde. Die Einweihung liess auf sich warten – es dauerte acht Monate, bis

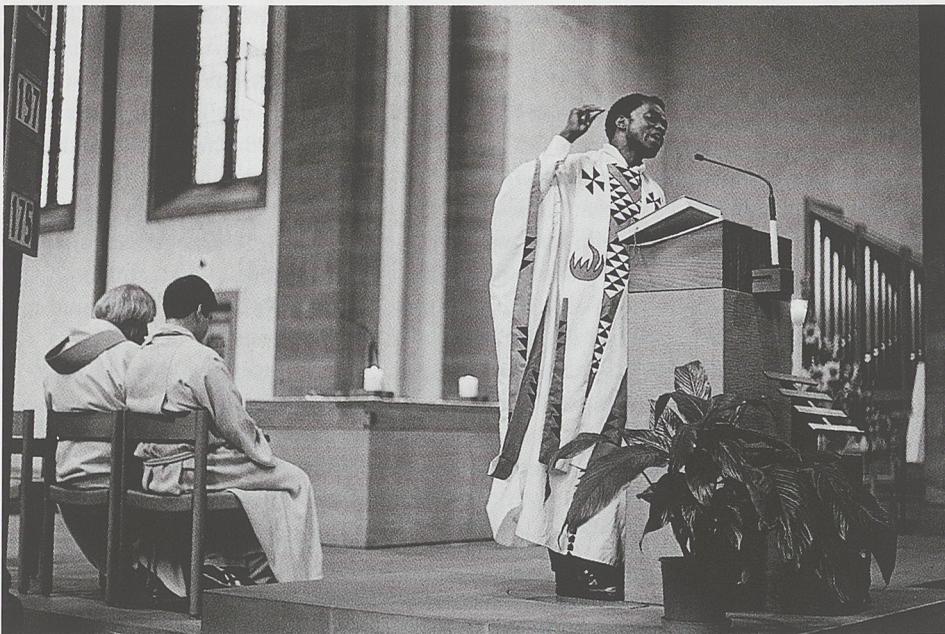
der Verein endlich einen Mietvertrag unterschreiben konnte: «Die Suche des Lokals war harte Arbeit. Man sagte uns, die Afrikaner würden Lärm machen, sie schreien zu viel – und tanzen immer.» Er grinst, als hätte er eben einen guten Witz gehört und nicht ein altes Klischee.

Von den offiziell in Basel lebenden 1150 Afrikanern und Afrikanerinnen stammen zirka 600 aus Schwarzafrika. Die überwiegende Mehrzahl der Migrantinnen und Asylanten verliess ihre Heimat, weil es für sie in ihrem eigenen Land keine Zukunft mehr gab. Der zehnköpfige Vorstand des Afrika Zentrums will ihnen helfen, sich in der ihnen vorerst fremden Welt schneller zurechtzufinden und sich in der Schweiz besser zu integrieren. Gesucht wird auch der Kontakt zur Basler Bevölkerung. Denn oft erschweren Unsicherheit und Vorurteile auf beiden Seiten den gegenseitigen Kontakt.

### Graben zwischen den Kulturen

Der erhoffte «konstruktive Dialog» zwischen Schweizern und Afrikanern, wie er im Faltblatt des Afrika Zentrums beschrieben wird, verläuft noch nicht störungsfrei. Joseph Kalamba wählt seine Worte mit Bedacht. Er will Verallgemeinerungen vermeiden, und trotzdem wird er den Eindruck nicht los, dass eine rassistische Denkweise noch heute bei vielen Europäern vorherrscht. Bittere Spuren und Ressentiments habe die koloniale Vergangenheit und der Sklavenhandel auch bei den Afrikanern hinterlassen. In der Schweiz beobachtet er dagegen eine «Insel-Denkweise», die einen selbstverständlichen Umgang mit Fremden erschwert. Er selbst habe diese Problematik auf einer akademischen Ebene verarbeiten können. Als Priester konnte er durch den «täglichen Kontakt mit dem weissen Mann» seine Vorstellungen relativieren.

Joseph Kalamba.



Jeder negativen Episode – gleich einer Spritze Gegengift – setzt Joseph Kalamba im Gespräch den Hinweis auf positive Veränderungen entgegen. Es berührt ihn, dass der Graben zwischen den Kulturen an manchen Stellen noch immer tief ist. Doch Brückenbauer Kalamba ist ein unerschütterlicher Optimist. Kulturelle Unterschiede und sprachliche Grenzen zeigten sich auch im Vereinsvorstand des Afrika Zentrums: «Afrika ist ein Kontinent mit über 50 Nationen, verschiedenen Religionen und Sprachen. Es ist nicht einfach, alle unter einen Hut zu bringen. Aber wir sind verbunden durch unsere Erfahrungen, das ist unsere gemeinsame Identität.»

In den frisch renovierten Räumen der afrikanisch-schweizerischen Begegnungsstätte am Basler Lindenberg ist der Geruch des neuen Laminatbodens noch nicht ganz verfliegen. Ein paar Fotos von idyllischen afrikanischen Dorfszenen stehen im Kontrast zu den modernen, hellen Räumen. Die Ausgaben der Zeitschrift African Link, Flyers von afrikanischen Boutiquen und Prospekte der Ausländerberatung liegen akkurat auf dem langen Tisch im Gemeinschaftsraum. Im Büro verweisen die wenigen Ordner und halb leeren Schachteln auf den schwierigen Start der Selbsthilfeorganisation.

Orangensaft und Kaffee stehen bereit für den Frauennachmittag. Alima Diouf, 29, die senegalesische Vizepräsidentin des Afrika Zentrums Basel, hat zusammen mit der Schweizer Geschäftsführerin Sylvia Mollet afrikanische Frauen zum gegenseitigen Austausch eingeladen. «Wir versuchen so viel Leute wie möglich zu erreichen und im Zentrum zusammenzubringen. Aber wir müssen Geduld haben», sagt Alima, die ihren Alltag zwischen Afrika Zentrum, Familie und ihrem neuen Geschäft organisiert. Dazwischen verteilt sie Flyers für die nächsten Veranstaltungen, sammelt Schulhefte und Krankenhausutensilien für ihr Heimatdorf, bucht Container, organisiert Sponsoren oder arrangiert einen chirurgischen Eingriff für ein afrikanisches Mädchen.

Vor rund acht Jahren verliess Alima ihr Dorf, ihre 23 Geschwister und heiratete einen Schweizer, der ihren Eltern versprochen hatte, den grössten Wunsch ihrer ehrgeizigen Tochter zu erfüllen: eine

Ausbildung. Bereits als kleines Mädchen hatte sie begriffen, dass sie ohne Geld keine Zukunft hat. Als der Ehemann nach ihrer Ankunft in der Schweiz nichts mehr von seinem Versprechen wissen wollte, liess sie sich scheiden. Sie kämpfte für ihre Aufenthaltsgenehmigung, die ihrer beiden Kinder und einen besseren Job. Als Pflegeassistentin wollte sie vorwärts kommen, aufsteigen, alle Chancen nutzen. Da man ihr diesen Aufstieg ihrer Meinung nach verwehrte, kündigte sie und eröffnete ihre eigene Boutique.

Aus dem Kofferraum von Alimas Auto duftet es nach Gemüsebananen mit Curry und Erdnussauce. Zusammen mit ihren Freundinnen trägt sie die grossen Kochtöpfe und warmen Schüsseln in ihr neues Ladenlokal, wo sie seit Anfang August Textilien aus Westafrika, bedruckte T-Shirts, Masken und Afro-Kosmetik verkauft. Mit vielen Freunden feiert Alima die Eröffnung ihres Geschäfts.

Alima Diouf.

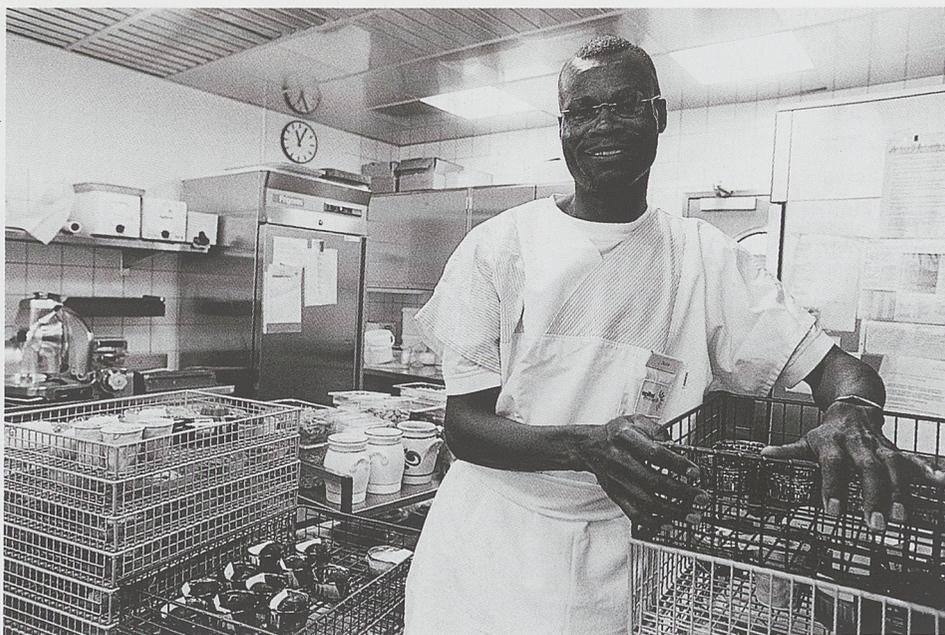


Sie ist fest entschlossen, ihre Zukunft selbst in die Hand zu nehmen: «Wäre es in Afrika einfacher, wären wir alle dort geblieben. Aber in Afrika herrscht Armut und Gewalt. Wir sind hier, weil wir lernen wollen.» Und müssen: eine neue Sprache, neue Regeln in einer bisher unbekannteren Kultur und meistens eine neue Arbeit. Wer die Sprache nicht beherrscht, arbeite – trotz Motivation oder Qualifikation – in Putzkolonnen oder im Schlachthof. Auch Alimas jahrelange Suche nach einem Ausbildungsplatz scheiterte: «Ich habe viele Deutschkurse gemacht und versuche immer mein Maximum zu geben. Trotzdem sagt man mir, mein Deutsch genügt noch nicht. Aber ich gebe nicht auf.» Während sie in ihrem Laden auf Kundschaft wartet, will sie weiter Deutsch lernen.

Ohne Sprachkenntnisse kein Job, ohne Job keine Integration, bringt Joseph Okullo aus Kenia, Vorstandsmitglied des Afrika Zentrums, die Logik

des Scheiterns auf den Punkt. In manchen Arbeitsbranchen sind die Ausländer allerdings unter sich: «Hier findet keine Integration statt. Es gibt Afrikaner, die zehn Jahre in der Schweiz leben, aber keinen Kontakt mit der Schweizer Bevölkerung haben.» Ihnen will der 40-Jährige künftig mit Beratungs- und Bildungsangeboten eine Lebenshilfe und neue Lebensperspektiven anbieten. Besonders wichtig ist ihm auch das Gespräch mit der Basler Bevölkerung, denn oft erschweren Vorurteile auf beiden Seiten den gegenseitigen Kontakt. «Wenn ein Afrikaner beim FC Basel spielt, ist er ein schwarzer Superstar. Aber sobald ein Schwarzer mit Drogen dealt, werden alle anderen Afrikaner und Afrikanerinnen, die hier leben wollen, in den gleichen Topf geworfen.» Okullo warnt seine Landsleute vor der einseitigen Wahrnehmung negativer Aspekte und der lähmenden Passivität: «Afrikaner müssen aufhören zu denken, dass sie keine Chance

Joseph Okullo.



und kein Recht haben, hier zu leben. Wir müssen noch mehr daran arbeiten, uns in der Schweiz zu integrieren.»

### Wie ein Schweizer werden

Joseph Okullo fühlt sich inzwischen nur noch auf dem Papier als Ausländer. Er hat die Hürden der Integration auf seinem langen Weg in die Schweiz geschafft. Sein neues Zuhause hat die Koordinaten Basel, Solothurn und Dornach. In seinem lässig-eleganten Anzug und seiner afrikanischen Kopfbedeckung hat er die Ausstrahlung eines urbanen Grenzgängers zwischen der schwarzen und der weissen Welt. Er spricht sowohl Hochdeutsch wie Schweizerdeutsch, mit englischem Akzent, und hat nach vielen Absagen zwei Jobs: Er arbeitet als Mediator bei der Aidshilfe beider Basel und in der Kantine des Krankenhauses Dornach. In seiner freien Zeit will er anderen Afrikanern helfen, Identität und Selbstbewusstsein zu stärken.

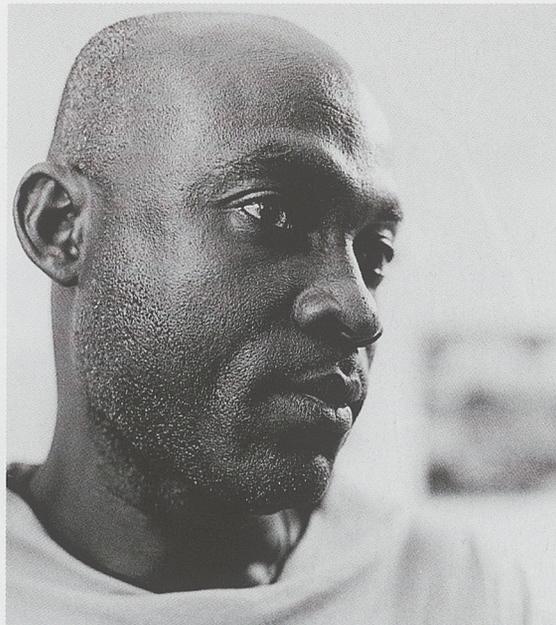
Als Joseph Okullo noch als Lehrer und Hotelier in Kenia arbeitete, dachte er, die Schweiz sei ein Paradies: Sie war für ihn das Land der guten Demokratie und der reichen Banken – neutral und international. Heute findet er seine falschen Vorstellungen und naiven Erwartungen vor seiner Abreise vor 12 Jahren selber komisch: «Ich dachte, in Switzerland redet man englisch.» Früher lief er gerne durch die Strassen von Mombasa und zählte die Weissen. Nach seiner Ankunft in Basel zählte er die Schwarzen in den Strassen des Gundeli-Quartiers und dachte, alle Schwarzen seien Brüder und Schwestern. Den kolonialen Sprachgraben bemerkte er erst in der Schweiz. Inzwischen ist er stolz, sechs Sprachen zu sprechen und Afrika aus einem neuen Blickwinkel zu sehen. Während der monatelangen Projektdiskussionen mit seinen Vorstandskollegen und -kolleginnen konnte er viel über die unterschiedlichen afrikanischen Kulturen und Mentalitäten erfahren: «Als Kenianer kann ich meine Kultur nicht vergessen, aber nur zusammen können wir uns helfen und das Zentrum aufbauen.»

Sein Kollege Charles Oppong aus Ghana ist froh, dass er den Schritt an die Öffentlichkeit gewagt hat: «Wir müssen etwas tun, damit uns die

Schweizer positiver anschauen.» Der 43-Jährige will seine afrikanischen Landsleute motivieren, sich mehr ins gesellschaftliche und politische Leben in Basel einzumischen. Oppong wohnt seit 16 Jahren in Basel und arbeitet seit 12 Jahren als Karosseriespengler im gleichen Betrieb. Nach seiner Ausbildung in Ghana sah er im damaligen Klima politischer Unterdrückung und wirtschaftlicher Not keine Zukunft für sich. Seine Suche nach Arbeit führte ihn nach Togo, Benin, Nigeria, Italien und in die Schweiz.

In Basel landete er aus purem Zufall: Die französische Polizei holte ihn am Bahnhof SBB aus dem Zug nach Amsterdam, weil er kein Transitvisum hatte. Er beschreibt seine erste Zeit in Basel als ein «einsames Schwimmen im tiefen Meer». Vor kurzem habe er allerdings bemerkt, fügt er ironisch an, dass er ein Schweizer geworden sei. Er würde hochdeutsch denken. In seinem Lachen liegt ein

Charles Oppong.



ungläubiges Staunen über die absurden Wendungen des Lebens. Im Gespräch wirkt er lebenslustig und schüchtern zugleich. Sobald er von seinem Kampf um Akzeptanz und Integration erzählt, wird er ernst: «Wegen der Konkurrenz in meiner Abteilung musste ich dauernd um meinen Arbeitsplatz kämpfen. Und wenn ich nach Hause kam, ging der Kampf weiter. Meine damalige Frau wollte mir helfen, mich ihrer Meinung nach perfekt in die Schweiz zu integrieren. Diese Kämpfe haben mir schwer zugesetzt.»

An seinem moralischen Tiefpunkt entschied er sich, wie ein Schweizer zu werden. Das bedeutete für ihn, sich zu wehren. Aber sobald im Geschäft wieder von «Neger-Arbeit» die Rede ist, «was so viel heisst wie Scheiss-Arbeit», dann trifft es ihn heute noch. Inzwischen fühlt er sich in der Schweiz integriert. Es geht ihm so gut, dass er seine Familie in Afrika finanziell unterstützen kann. Vor ein

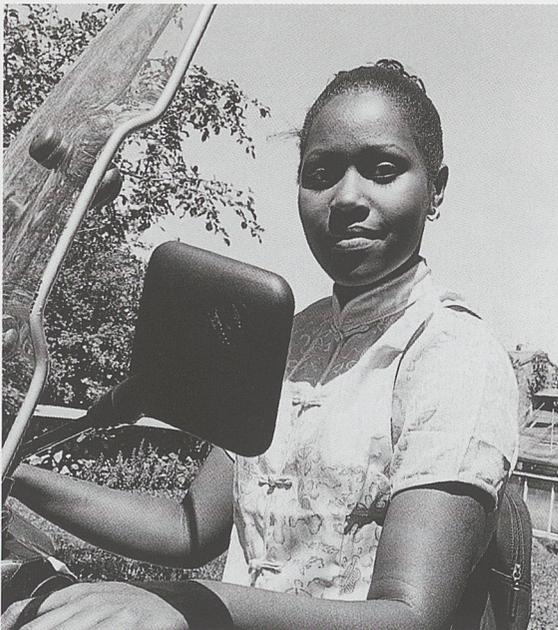
paar Jahren besuchte Charles Oppong seine alte Heimat Ghana, aber in den Jahren haben sich seine Gefühle verändert. Er ringt nach Worten, um diesen Zustand zwischen den Welten auszudrücken. Auf der Suche nach dem Vorher und Nachher scheint er sich zwischen den positiven und negativen Erinnerungen zu verstricken. Seltsam neutral bemerkt er: «Ich würde sagen, ich habe kein Heimweh. Aber irgendwann gehe ich vielleicht zurück.»

### **Eine neue Lebenschance**

Jeanette Munyizanziza will kein Heimweh nach Ruanda haben: «Ich kann doch nicht hier in der Schweiz sein und von Afrika träumen. Sonst hätte ich keinen Mut mehr, eine Arbeit zu suchen oder Deutsch zu lernen. Ich muss an meine Zukunft denken.» Es ist erstaunlich, wie abgeklärt die 20-Jährige ihr altes respektiv ihr neues Leben betrachtet. Im nächsten Moment kichert sie wie ein Teenager über die Wohlstandsklagen gut situerter Schweizer. Vor rund drei Jahren kam Jeanette als Asylantin aus dem ehemaligen Bürgerkriegsland nach Basel und fand sich hier schnell zurecht. Sie erweckt den Eindruck, als wolle sie all die verpassten Chancen im Eiltempo aufholen. Wegen der jahrelangen Kriegswirren hatte sie keine Möglichkeit, kontinuierlich eine Schule zu besuchen. Inzwischen spricht sie sehr gut Deutsch, arbeitet im Service und strahlt, wenn sie von den Motorradausflügen mit ihrem Schweizer Freund erzählt. Von ihrer Vergangenheit redet sie weniger gern. Mit leiser Stimme erzählt sie ein paar wenige Bruchstücke aus ihrem früheren Leben im brutalen Bürgerkrieg der Hutus und Tutsis: Sie habe sehr viel Gewalt gesehen, sie empfinde keinen Hass und sie wolle nicht mehr daran denken. Die Erinnerungen und Gefühle zwischen diesen dürren Sätzen behält sie für sich.

Jeanettes Eltern flüchteten mitsamt ihren Geschwistern vor Jahren nach Uganda und liessen sie als kleines Kind bei einem Freund der Familie zurück. Als er in den Krieg musste, konnte er ihr noch diesen Flug in eine bessere Zukunft organisieren. Seitdem hat sie nichts mehr von ihm gehört,

Jeanette Munyizanziza.



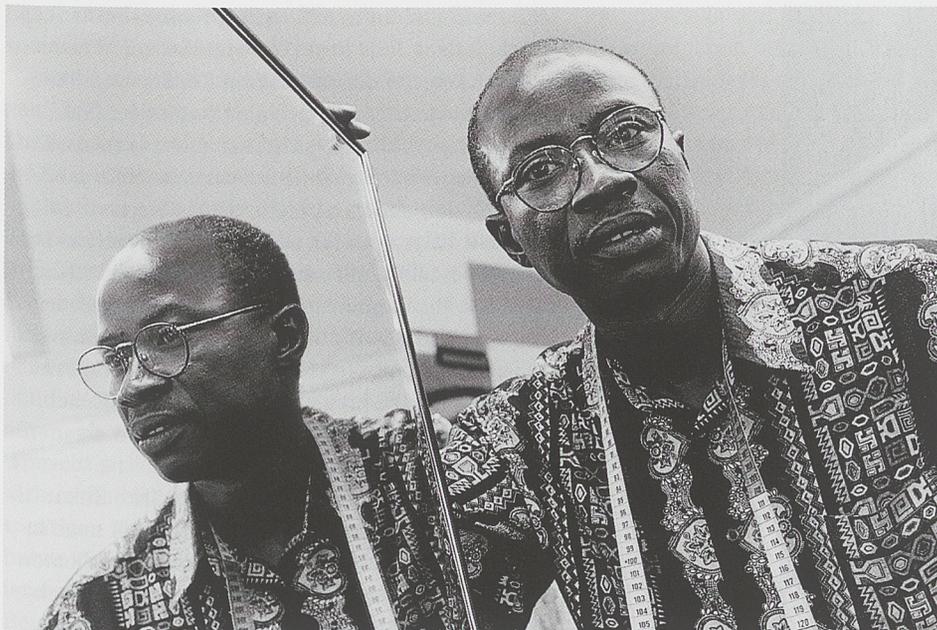
dafür aber eine Schwester getroffen, die ebenfalls in der Schweiz lebt. Ihre restliche Familie kennt sie nur von Fotos und seit rund drei Jahren von regelmässigen Telefonaten. Jeanette ist glücklich über diesen neuen Kontakt zur Mutter, überhaupt sei sie ein «Glücksmensch». Sie sei gesund, habe zu essen, Arbeit und einen Freund, der ihr sehr viel geholfen habe – sie habe eine neue Lebenschance bekommen.

Amadou Lamine Diongue, 47, hat in seiner Heimat Senegal weder Krieg noch Armut erleben müssen. Trotzdem gibt es für ihn eine Zäsur zwischen dem vertrauten und einem neuen Leben, in welchem er seinen eigenen Platz noch nicht gefunden hat. Lamine betont gleich zu Beginn des Gesprächs, dass ihn das Schicksal in die Schweiz gebracht hat, keinesfalls die Aussicht auf eine bessere Zukunft – wie bei vielen anderen Afrikanern. Sein aufrechter Gang ist wie ein Spiegelbild seiner Überzeugung:

«In der Schweiz bin ich trotz Schwierigkeiten Lamine geblieben. Ich werde immer Lamine bleiben. Nichts kann mich verändern.» Im Senegal hatte er ein gutes Leben. Er besass ein Schneideratelier mit acht Mitarbeitern in der Hauptstadt Dakar und lernte Europa auf seinen Geschäftsreisen kennen. Vor sieben Jahren begegnete er im Senegal seiner Schweizer Frau und zog später zu ihr nach Basel. Der Neuanfang bei Null war schwierig für ihn, auch die mangelnden Deutschkenntnisse haben ihn in der ersten Zeit blockiert und verunsichert.

In seinem Schneideratelier in einer abgelegenen Wohnstrasse schlägt er dagegen selbstverständlich die Brücke zwischen seiner alten und der neuen Heimat: Er arbeitet alleine in einem kleinen Ladenlokal und schneidert westliche Massanzüge auf Anfrage und traditionelle afrikanische Gewänder. In seinen eigenen Kreationen näht er sich die unterschiedlichen Welten perfekt zusammen: Sakkos in

Amadou Lamine Diongue.



afrikanischen Mustern und sinnfrohe Kleider – seine Hommage an Afrika. «Afrika ist mein Reichtum, meine Kultur, meine Familie. Es vergeht kein Tag, an dem ich nicht mit meinem Kopf in Afrika bin», erzählt Lamine selbstbewusst. Wenn er in traditioneller Kleidung an multikulturellen Veranstaltungen und Märkten seine selbst entworfenen Kreationen verkauft, könnte man fast meinen, er käme direkt aus seinem alten Atelier in Dakar. Lamine will sich integrieren, aber nicht um jeden Preis. «Das Einzige, was ich wirklich von den Schweizern erwarte, ist ein Austausch auf kultureller Ebene. Von diesem Austausch könnten wir alle profitieren.» Wie diese Wechselbeziehung konkret aussehen könnte, lässt Lamine offen. Aber sein Wunsch nach einem besseren gegenseitigen Kontakt ist spürbar: «Es wird Zeit, neue, gute Sachen gemeinsam auszuprobieren.»

### Neue Impulse aus Schwarzafrika

Rosa Anaba blickt mit einem ansteckenden Lächeln zu ihrem Schweizer Lebensgefährten: «Wir haben unsere Zukunft in Afrika.» Er nickt. In zehn Jahren soll es so weit sein. Sie sitzt in ihrem eleganten, weissen Leinenkleid auf dem Ledersofa im Wohnzimmer. An den Wänden hängen griechische Ikonen und idyllische Hafenansichten aus Portugal. Eine kleine Kalebasse in der verschlossenen Glasvitrine neben dem chinesischen Wandschrank erscheint wie ein letztes Relikt aus ihrer afrikanischen Heimat Kamerun. Der Wunsch, ihren Platz in der Gesellschaft zu finden, ist bei der 42-jährigen Lagerdisponentin Rosa Anaba spürbar. Souverän lächelt sie zusammen mit ihrem Freund auf einem Foto beim letzten Kölner Karneval. Passend zum roten Kostüm trägt sie eine Narrenkappe. Ihr Freund ist Fan des Kölner Karnevals und der Basler Fasnacht: «Für mich ist es eine Möglichkeit, mich zu integrieren», erklärt sie prosaisch. Ein Gefühl des Verlorenseins in einer fremden Kultur hatte sie lange genug.

1995 kam die in Genf ausgebildete Entwicklungsspezialistin nach Basel, fand nach vielen Anfragen ihren ersten Job als Kassiererin bei McDonald und unterstützte ihre Familie in Afrika. Als sie letztes Jahr ihren Verwandten und Freunden in Kamerun die abgelegten Kleider und überholten Computer einer privaten Sammelaktion überreichte, fühlte sie sich auch ein wenig als «Botschafterin der Schweiz». Die feierliche Übergabe, die auch den anderen zeigte, dass sie den Aufstieg geschafft hatte, gab ihr neues Selbstvertrauen. Die Idee eines «Hilfszentrums» lässt sie seitdem nicht mehr los. Ihr Tatendrang und ihre Begeisterung sind spürbar. Allein die Vorstellung, etwas Sinnvolles zu tun und ihren Landsleuten als eine Frau in Erinnerung zu bleiben, die ihre afrikanischen Wurzeln nicht vergessen hat, scheint ihre eigenen Wurzeln wieder zu stärken.

Rosas Lebensgefährte unterstützt ihre Zukunftspläne. Der letzte Transport ist ihm jedoch noch in schlechter Erinnerung. Die Zollbeamten bedienten sich hemmungslos aus dem Warenangebot. Auch die Vitaminpackungen, die sie für die Alten im

Rosa Anaba.



Dorf gekauft hatten, Kalzium und Magnesium verschwanden in den Taschen der Kameruner Zöllner. Das Faxgerät konnten sie gerade noch retten. Fazit von Rosa: «Die Korruption muss eine Ende haben, bevor wir unser Zentrum bauen.» Damit ist die Verwirklichung des Traums erst einmal in weite Ferne gerückt, aber die Aussicht darauf gibt Rosa ein neues Ziel, eine neue Lebensvision – und Afrika ist nicht mehr ganz so weit. In der Zwischenzeit verbindet Rosa Kamerun und die Schweiz auf ihre Weise: «Eine gute Welt wäre so: Die Kultur kommt aus Afrika und das Organisationstalent aus Europa.»

Brückenbauer Joseph Kalamba will nicht nur Schwarze und Weisse einander näher bringen. Er will auch der Mutterkirche in Europa neues Leben durch traditionelle afrikanische Religionen einhauchen. Im Tonfall mitfühlenden Verständnisses erklärt er, dass die Mutterkirche nach 2000 Jahren Arbeit am christlichen Glauben wohl etwas alt und erschöpft sei und dringend neue Dynamik und Lebendigkeit aus dem Süden benötige. Nicht nur die Christen in Basel könnten etwas von anderen Lebensanschauungen lernen und neue Antworten auf ihre existenziellen Fragen finden: «Jede Kultur gibt ihre spezifischen Antworten. Schwarzafrika hat ebenfalls eine wichtige Stimme. Ich will etwas von dieser Kraft hierher bringen.»

Irritiert ist Joseph Kalamba, dass in der hiesigen Kirche die «profane Welt draussen bleibt». Deshalb will er eine weitere Brücke bauen: zwischen den Ereignissen in der Welt und den Gläubigen, denn «die Menschheit ist grösser als der Kanton Basel-Stadt oder die Schweiz.» Die Kirche in Schwarzafrika betone diese Verbindung zwischen dem Glauben und dem Alltag der Menschen mit seinen politischen, wirtschaftlichen und sozialen Entscheidungen: «Hier kann Schwarzafrika den Europäern einiges aufzeigen.» Für den Alltag aller – ob weiss, schwarz, Christ oder nicht – wünscht sich Joseph Kalamba mehr Lebensfreude: «Ich treffe hier jeden Tag viele Leute, die mit einer traurigen Miene herumlaufen. Bei uns im Kongo haben die Menschen im Bürgerkrieg viele Probleme und vergessen trotzdem nicht, sich über eine Begegnung zu freuen. Ich würde mir wünschen,

dass alle ein bisschen mehr lachen. Das wäre schon etwas – etwas Warmes braucht der Mensch in diesem Land.»

### **Afrika Zentrum Basel**

Die in Basel lebenden Afrikaner und Afrikanerinnen waren bis anhin kaum untereinander vernetzt. Deshalb initiierte Ende 2000 der Afrikanische Verein Basel den ersten panafrikanischen Treffpunkt, der im Rahmen des Wettbewerbes «Basel denkt» der Christoph Merian Stiftung entstand. In dem politisch und religiös neutralen Verein engagieren sich Personen aus verschiedenen Regionen Afrikas und der Schweiz. Hauptziel ist die soziale, kulturelle und religiöse Integration der afrikanischen Migranten in Basel und der Region. Das Zentrum in Kleinbasel soll ein Ort der Begegnung und des Austauschs sein, eine Informations- und Beratungsstelle für Afrikaner und interessierte Schweizerinnen. Ein weiteres Ziel ist, die Akzeptanz in der Basler Bevölkerung zu verbessern. Generelle Unterstützung erfährt dieses Vorhaben auch vom Basler Migrationsbeauftragten Thomas Kessler. Jedoch müsse der Vereinsvorstand noch genauer die Ausrichtung der Selbsthilfeorganisation zwischen Beratungsstelle und Begegnungsort hinterfragen, da viele Aufgaben bereits durch bestehende Institutionen abgedeckt sind: «Es ist eine grosse Kunst, alle Afrikaner und Afrikanerinnen anzusprechen.» Im Programm des Afrika Zentrums Basel sind regelmässige Veranstaltungen wie Mädchennachmittage, Gesprächsrunden für Frauen, Vorträge zum Thema Rassismus oder migrationspezifische Beratungsstunden. Das Begegnungszentrum befindet sich beim Restaurant Hirscheneck, Lindenbergr 23, im zweiten Stock.